


Nr. 63. Bromberg, den 18. März 1934.




Roman von A. Schöneberg.



(11. Fortsetzung.) ——— 

Es war Sommer geworden, und auch im Westerwalde hatte die Ernte begonnen. Auf den Wiesen und in den Kleeschlägen ratterten die Mähmaschinen, und die kleinen Wasserdiesel pufften emsig dünne, bläuliche Wölkchen in den sonnigen Himmel. Hoch und weit, wolkenlos, stand der Himmel und segnete die Mühe fleißiger Hände. Schwerfällig schwankten hohe, vierkant gepackte Heuwagen dunklen Scheunentoren entgegen.

Auch auf den Wiesen der Isenhardts war die Arbeit in vollem Gang. Die ganze Familie mit Knecht und Magd war vom ersten Tagesschein bis zur sinkenden Sonne beschäftigt, den grünen Segen zu bergen. Die Zeit drängte. Schon warteten auch die ersten Roggenfelder der Sichel. Erntezeit kannte keine Feierstunde.

Gerlinde Isenhardt hatte am Nachmittag den Mähern in einer Wiese jenseits der großen Straße geholfen und befand sich nun auf dem Heimweg, das Abendessen zu richten. Als das Mädchen die Straße überquerte, stand dort ein Kraftwagen, eine große Reiselimousine. Ein brauner Chauffeur und ein riesenhafter Neger in Livre arbeiteten am Motor herum, der offenbar seine Dienste eingestellt hatte. Menschen aller Himmelsgegenden waren bei dem großen Durchgangsverkehr dieser Straße hier nicht ganz selten, dennoch erregten die beiden Farbigen die Aufmerksamkeit des Mädchens. Aber noch mehr fesselte seine Aufmerksamkeit die weiße Dame, die auf der Bank an der Wegekreuzung saß, dort wo der Weg zum Isenhof von der Straße hinaufführte.

Gerlinde grüßte und ging vorüber. Doch die Fremde rief das Mädchen an und bat um ein Glas Wasser.

„Recht gerne. Dort oben steht unser Haus. Wenn Sie wünschen, bringe ich Ihnen ein Glas Wasser herunter."

„Ich gehe mit Ihnen, liebes Kind!" entschied die fremde Dame und erhob sich. Beim Nähertreten sah Gerlinde noch deutlicher — die Fremde war von außerordentlicher Schönheit und sehr gepflegt. Sie mußte wohl über Reichtümer verfügen, auch Wagen und Diener deuteten daraufhin.

Ein leichtes Gefühl des Neides wurde in dem Mädchen wach. Wer doch auch so nach Belieben und Herzenslust reisen könnte!

„Sie wohnen wunderbar hier oben!" sagte die Fremde bewundernd. Sie standen unter den uralten Eichen und Linden des Isenhofes und blickten von dem Basaltkegel, auf dem der Hof lag, weit über das Land, das im Glast der Sommersonne lag.

„Wie heißt dieser Hof?"

„Der Isenhof."

„Ich möchte mich dort auf die Mauer setzen und ein wenig ins Land hinaus schauen — Vielleicht bringen Sie mir ein Glas Wasser dorthin, liebes Kind."

„Aber gerne."

Das Mädchen sah nicht, wie die Augen der Fremden sie verfolgen, es ahnte nichts von den Gedanken, die sich hinter der Stirn der schönen Frau jagten.

Das also war Isenhardts zukünftige Braut?! Kein Wunder, wem solche Jugend und Anmut lachte, der schob die alternde, ehemalige Geliebte achtlos beiseite. Was bisher nur unklar und verworren als Möglichkeit in der Gedankenwelt der Fürstin gelebt hatte, wurde in diesen Minuten zum zwingenden Trieb: Sie würde das Mädchen entführen. Jetzt kam die Vergeltung!

Ein Zufall schien ihr Vorhaben zu erleichtern. Der schwarze Diener kam und bat um einen Eimer Wasser für den Kühler. Auf die Bitte der Fremden ging Gerlinde, die inzwischen mit einem Glas Wasser zurückgekommen war, mit zum Wagen hinunter, um den Eimer wieder in Empfang zu nehmen. Nichts Böses ahnend, schritt sie neben der weißen Frau und dem großen Schwarzen, die in einer fremden Sprache miteinander redeten.

Die Dame machte sich im Innern des Wagens zu schaffen. Gerlinde sah zu, wie der Wagenführer das Wasser langsam in den Kühler einfüllte. Plötzlich fühlte sie sich von hinten mit beiden Armen umspannt, wurde aufgehoben, ihrer Füße pendelten in der Luft. Sie schrie. Der nächste Schrei erstickte unter einem süßlich duftenden Tuch, das ihr die fremde Frau auf Mund und Nase preßte.

Sie riß alle ihre Kräfte zusammen . . . aber je heftiger sie sich wehrte, desto stärker zog sie den betäubenden Duft in die Lunge.

Ihr schwanden die Sinne.

Leicht wie eine Puppe hob der Schwarze das Mädchen auf den Fondsitz des Wagens — — —

Als Gerlinde Isenhardt aus der Betäubung erwachte, sah sie sich in einer fremden Umgebung. Es gelang ihr nicht, sich zu erheben. Sie war mit breiten Lederriemen um Schultern und Leib festgeschnallt.

Eine weiche Hand streichelte ihr die Wangen. „Wie fühlen Sie sich, liebes Kind?" Aus weiter Ferne drang eine Stimme an ihr Ohr. Diese Stimme gehörte der schönen Frau, die sie mit zum Isenhof genommen hatte. Deutlich erinnerte sich das Mädchen der Geschehnisse.

Mit Entsetzen merkte es, daß sein Sitz leise und rhythmisch schwankte, daß der Boden unter ihren Füßen vibrierte. Sie befand sich in einem Flugzeug. Unten, tief, grau, und unendlich schimmerte eine ebene Fläche aus der Dämmerung herauf: Das Meer!! — —

Am Abend des folgenden Tages wartete auf Isenhardt die dritte, geheimnisvolle Botschaft aus dem Äther, die dritte und schmerzlichste Nachricht. Die letzten Tage über hatte der Apparat unausgesetzt auf Empfang gestanden, meist von

ihm selbst kontrolliert. Immer und immer wieder war in Isenhardt die Hoffnung aufgeflackert, daß es dem Freund gelungen sei, sich zu befreien, oder daß es ihm gelänge, eine Botschaft durchzugeben. Vergebliche Hoffnung — der Apparat blieb stumm.

In dieser Nacht jedoch wurde das tote Gerät lebendig. Pünktlich um 22 Uhr meldete sich eine Stimme: „Hallo, hallo!! P. O. R. 17!"

„Ja, jawohl! Hier P. O. R. 17!" antwortete Isenhardt freudig erregt. Das war Zeichen und Nummer seiner Privatfunkerlaubnis.

„Wer empfängt?"

„P. O. R. 17. Ingenieur Isenhardt in Tetuan. — Bitte, wer dort?"

Doch keine Antwort erfolgte. Dann . . .

„Gerlinde Isenhardt auf Isenhof, Germany, wurde von unbekannten Tätern überfallen und gewaltsam entführt. Stop."

„Um Gottes willen . . . was sagen Sie? . . . Wer spricht dort?"

„Gerlinde Isenhardt auf Isenhof, Germany, wurde von unbekannten Tätern überfallen und gewaltsam entführt. Stop."

„Wer sind Sie? . . . So sprechen Sie doch!"

Statt aller Antwort: „Gerlinde Isenhardt . . ."

Ein scharfer Schlag mit einem Lineal ließ eine Röhre in tausend Scherben zerspringen. Isenhardt hatte sie zertrümmert.

Lange, lange saß der Mann unbeweglich vor dem zertrümmerten Empfänger, den Kopf in die Hände vergraben. Richtete sich die ganze Welt gegen ihn? — Die Direktoren der Kompanie sahen ihm am liebsten auf den Rücken. Seinen Beauftragten im Haus der Fürstin hatte er in den Tod getrieben! Der einzige Freund in Feindes Hand, vielleicht schon tot! Und nun . . . die heimlich Geliebte, geraubt, verschleppt, Gott wußte, welchem höllischen Schicksal zugeführt . . .

Nein, das ertrug er nicht! Mochte die ganze weiße Welt darüber zum Teufel gehen!

Er ließ sich Fernverbindung mit der Heimat geben und rief Gerlindens Bruder an. Dessen Angaben waren ziemlich verworren. Eine Mädchenhändlerin mit schwarzer Begleitung! Das war alles, was Isenhardt erfuhr. Wäre nur ein Wort von der ungewöhnlichen Schönheit der Frau gefallen — vielleicht hätte Isenhardt an Mara gedacht und Gerlindens Spur gefunden.

So mußte er kombinieren. — Die Stimme des Sprechers? — Ja, es war dieselbe schleichende Stimme gewesen, die er schon zweimal gehört hatte. Gingen aber Meldungen von einer Stelle aus, dann mußte diese Stelle eine Zentrale sein, in der Meldungen zusammenliefen. Und diese Zentrale war schwarz, war gegen die Weißen gerichtet, war also die Sudan-Defence-Force in Kampala.

Ihr mußte der Gegenschlag gelten. Unverzüglich trommelte Isenhardt den Chef des S. S. C.-Geheimdienstes aus den Federn, und ehe der Morgen graute, waren annähernd zwei Dutzend der fähigsten Agenten auf die Spur des verschwundenen Mädchens gesetzt.

*

Weit im Süden der El-Areg, der Sandwüste, lag ein Fort der Sahara-Siedlungs-Kompanie. Es bestand erst seit kurzer Zeit, und die erste Besatzung lag darin. Sie bestand nicht aus regulären Soldaten der Siedlungsarmee, sondern aus neun Monteuren und drei Ingenieuren.

Wie ein Maulwurfshügel lag das Fort da, klein, unansehnlich, mit gelbem Wüstensand bedeckt, geschickt unter diesem versteckt. Die Bezeichnung „Fort" konnte man der kleinen Neuanlage eigentlich nicht recht zusprechen. Waffen waren kaum vorhanden. An der höchsten Stelle des Baues unter der Aluminstahl-Kuppel stand ein einziges, drehbares Maschinengewehr. An den Wänden des Kuppelraumes stand ein halbes Dutzend Spiegelteleskope, von denen scheinbar immer zwei und zwei zusammengehörten.

Auch diesen sah man nicht ohne weiteres einen außergewöhnlichen Zweck an. Allerdings — die schwere Ausführung der zugehörigen Schalttafeln, die dicken Kautschukplatten und Gumminetzsicherungen ließen auf hochgespannte Ströme schließen, die hinter diesen Schaltern und Hebeln verborgen schlummerten. Die gegenwärtig mit Lederkappen sorgsam verblendeten Argusaugen der Scheinwerfer mußten wohl imstande sein, ihre Strahlenlanzen hunderte von Kilometern in die nächtliche Finsternis hinauszuwerfen.

Unter dem Kuppelraum, fast ganz in der Erde eingebettet, lagen die Aufenthaltsräume der Ingenieure und Mannschaften. Sie waren nicht überschwenglich geräumig, gestatteten aber dennoch ein ganz behagliches Wohnen.

Unter dem Wohnraum der Ingenieure, vollkommen im Wüstenboden versenkt, lag der Maschinenraum. Wer hier eintrat und die beiden gewaltigen Wasser-Dieselmotore erblickte, wer die großen Wasserreservoire sah und die Akkumulatoren, der ahnte, daß die in diesem Raume schlummernde Energie größeren Aufgaben vorbehalten war als der Erzeugung von Scheinwerferlicht.

Von dem unbefangenen Besucher wäre wohl eine schwere Panzertür im Hintergrund des Raumes ganz unbeachtet geblieben. Das Geheimnis hinter dieser dreifach verschlossenen Platte war selbst den Ingenieuren gegenüber nicht gelüftet. Sie wußten nur, daß sich in dem Tresorraum ein unscheinbares Kästchen befand, und sie kannten die Dienstanweisung, was sie im Falle eines plötzlichen Überfalles oder Krieges mit dem Inhalt dieses Behälters zu tun hatten. Darüber hinaus wußten auch sie nichts.

Die Gefahr eines Überfalles war allerdings nicht groß. Die Anlage konnte erst aus nächster Nähe entdeckt werden, und vom Flugzeug aus war sie nicht wahrnehmbar. Ihre Erbauer hatten den Zement mit Wüstensand gemischt und die gesamte Anlage mit einer Schicht Sand bedeckt, die auch der stärkste Wüstensturm nicht wieder aus der Bindung löste und wegfagte. —

Zur Stunde, gegen zwei Uhr nachmittags, herrschte Ruhe in dem verlorenen Menscheninselchen. Der Besatzung war für die heißesten Tagesstunden Ruhe anbefohlen. Nur die Wache lehnte faul und gähnend draußen an der kühlen Betonmauer und stapfte von Zeit zu Zeit einmal gelangweilt und schläfrig über den Rundgang.

Die meisten Leute im Mannschaftsraum lagen dösend auf den Betten, aber keiner schlief. Zwei saßen am Tisch und spielten Karten. Der ältere von beiden, ein schmalgesichtiger Berliner, warf die Karten unwillig hin und maulte seinen jüngeren Kameraden an: „Wat is mich det mit dich, mein Kind? Mit dich is det keen Spiel nich, oller Dussel!"

Der Angeredete schwieg.

Der Berliner meckerte weiter: „Den janzen Tag die Hose voll Jrundeis! Des du die Neese voll hast von die Mausefalle hier, dadruff brauchst du keenen Meineid schwören! Warum bis de nich zu Hause bei Muttern jeblieben, vastehste!"

Er erhielt auf seine deutlichen Worte keine Antwort, aber von den Betten her mischte sich ein Dritter in das Gespräch ein: „Ick will di dat woll seggen — den Jung läßt du in Ruh! — Vastehste! Mit din ewig dummen „Vastehste"!"

Ein blonder Westfale erhob sich von seiner Bettstatt und trat zu den beiden an den Tisch. „Hör bloß mal mit deinem Meckern auf!"

Seit 14 Tagen waren sie hier in der „Mausefalle", wie sie das neue Kleinfort getauft hatten. Arbeit gab es nur wenig, viel zu wenig für sie. Ein wenig Maschinenputzen, ein wenig Wache schieben, tagsüber ein Mann allein, nachts zu zweien, je eine Gymnastikstunde morgens und abends — das war für ihre arbeitsgewohnten Körper der Bewegung viel zu wenig. Kein Wunder, wenn sich dumme Gedanken einstellten.

Ein paar Tage hatte ihnen das geruhsame Leben im Fort schon behagt, aber allzu bald ging ihnen das ewige Kartenspielen, Lesen und Faulenzen gewaltig auf die Nerven. Das Geheimnisvolle der Maschinerie machte ihnen obendrein zu schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

# Freundschaft.

Erzählung von Gunnar Gunnarson.

Freundschaft ist heutzutage eine seltene Ware — richtige, altmodische Freundschaft. Die Behauptung, es gäbe heute so gut wie keine mehr, ist wohl kaum übertrieben. Jedenfalls ist sie sicherlich nicht mehr modern. Um an diesem verdünnten Aufguß Geschmack zu finden, der einem jahraus jahrein geboten wird, muß man schon ein rechter Teewasserschlürfer sein. Nein, der hat keine Freundschaft kennen gelernt, dem nicht ein Freund im Notfall — aber ich will nicht zuviel verraten.

Seeleute sind nun einmal eine eigentümliche Sorte Menschen. Wenn jemand sie nicht leiden mag, dann hat die Sache wohl einen Haken — bestenfalls segelt er mit einem verborgenen Leck.

Übrigens sind Seeleute heute auch nicht mehr das, was sie früher waren. Das Menschengeschlecht scheint im Gegensatz zu edlem Wein mit zunehmendem Alter nicht besser zu werden. In vergangenen Zeiten, in Saudarkrok — Gott du allmächtiger! Das waren Tage! Solche Zeiten kehren sicherlich niemals wieder . . .

Ein solch denkwürdiger Tag, wie der, von dem ich hier erzählen will, begann unweigerlich so: Im späten Vormittag lief ein Fischkutter in den Hafen ein. Sobald er vertäut hatte, schoß ein Boot zur Landungsbrücke, etwa ein Dutzend Matrosen stiegen an Land, standen eine Zeitlang da und kamen zur Besinnung; dann fingen sie an, in den Straßen auf und ab zu schlendern. Sie statteten den verschiedenen Kaufläden einen Besuch ab, tranken ein paar Schnäpse, schlenderten weiter in den Straßen umher und langweilten sich scheußlich. Aber gerade, als es ihnen langweilig wurde, lief ein neuer Fischkutter in den Hafen, ein neues Dutzend Seeleute ging an Land.

Diese beiden Gruppen musterten sich ein wenig, und in schneller Erkenntnis, daß sie wie für einander geschaffen waren, riefen sie sich erst ein paar höhnische Worte, dann Scheltworte zu — ein allgemeiner Auftakt —, einen Augenblick später war die Rauferei im Gange. Jetzt langweilte sich niemand mehr. Das heißt doch wohl die Zeit totschlagen!

Der Speicher-Jon war der offizielle Friedensstifter der Stadt. Und er war ein Friedensstifter vom richtigen Schlage. Wenn er gerade nicht zugegen war und jemand meldete ihm, auf der Straße sei eine Prügelei, dann bekam er rote Backen und hatte es plötzlich sehr eilig. An manchem Tage nun brach just vor dem Speicher, in dem Jon sich eben an einer Luke im ersten Stock aufhielt, die Schlägerei aus. Jon hatte es derartig eilig, daß er aus bloßem Eifer geradeswegs in die Luft hinausspazierte, ein paar gewaltige Purzelbäume machte und wie eine Katze auf den Füßen mitten in der Prügelei landete. Schaden trug er bei dieser Luftreise nicht davon. Jons Friedensstifterei bestand darin, daß er sich erst mit der einen, dann mit der anderen Partei prügelte. Kein Wunder, daß er im allgemeinen den Löwenanteil abbekam.

Auf diese einfache, aber dennoch etwas verzwickte Art ging die Schlägerei trotz des Friedensstifters ihren Gang.

Als diese beiden Dutzend einander reichlich mit blauen Augen und blutigen Schnauzen versehen hatten, kam noch ein drittes Dutzend hinzu. Denn ein Seemann steht nicht teilnahmslos dabei und sieht zu, wie sich Leute prügeln.

Es war begreiflich, daß diese neuen Matrosen die anderen beiden Gruppen samt Jon dem Friedensstifter gegen sich hatten. Sie brachten allerdings frische Kräfte mit, aber es hätte für die Letztangekommenen gleichwohl übel ausgesehen, wenn nicht beizeiten ein viertes Dutzend aufgetaucht wäre.

Auf diese Art gingen die Tage in Saudarkrok hin, und was für Tage! Abends waren da oft sieben bis zwölf Gruppen, und diese entfalteten strahlendste Lebenskraft.

Natürlich kann der Mensch nicht den ganzen Tag kämpfen, er muß auch etwas zu beißen und zu brechen haben. Er muß wenigstens Kautabak und Schnaps haben. Und da sich dies, wie gesagt, noch in der guten, alten Zeit abspielte, brauchte man nur für einen Augenblick in den nächsten Laden zu treten, ein Stück Priem abzubeißen und den Kampfesstaub mit drei, vier Schnäpsen — von damaligem Format — hinunterzuspülen.

Trafen sich zwei Gegner im Laden, dann tranken sie einander zu, reichten sich den Priem, verpflasterten sich, wenn es nötig war und kehrten brüderlich miteinander zum Kampfplatz zurück.

Eine solche Rauferei hatte ihre Gesetze, ging ganz ordnungsgemäß zu. Man raufte, aber der Wahnsinn hatte doch Methode. Man raufte wie ein Seemann, wie ein Gentleman, nicht wie ein wildes Tier. Man fuhr nicht in plötzlicher Raserei auf jemanden los, das galt als ungebildet. Man sparte sein Feuer auf, um lange davon zehren zu können: Später am Tage, vor allem gegen Abend stiegen dann aber doch dem einen oder anderen Matrosen Streit und Schnaps zu Kopfe, er lief Amok, schlug blind drauf los und drehte sich wie ein waagerechtes Rad rund um sich selbst. Solche Leute waren bei einer geordneten Prügelei nicht gern gesehen. Gewöhnlich herrschte solange Waffenstillstand, bis man sich des Berserkers entledigt hatte. Er wurde unschädlich gemacht, indem man ihm einen großen Sack über den Kopf zog und um den Leib zuband, dann warf man ihn in eine Ecke im Speicher, wo er liegen und bleichen und seine tollen Streiche ausschlafen konnte.

Zum festen Stamm der Raufbolde gehörten die beiden Riesen Asgeir und Arni, sie waren Freunde, unzertrennliche, wirkliche Freunde. Ich könnte ungezählte Beispiele dafür bringen; eins aber genügt.

Eines Tages traf es sich, daß Arni Amok lief, als sich Asgeir einen Augenblick entfernt hatte, um sich zu stärken und etwas Luft zu schnappen. Und wenn ein Mensch von Arnis Größe und sonstigem Kaliber Amok lief, dann wurde es unter den sieben oder zwölf raufenden Gruppen still und friedlich.

Es war eine große Vorstellung, lächerlich nur für die, über die es nicht herging.

Die einzige Möglichkeit, Arni zu fassen, war, ihn aus genügender Entfernung mit Seilen zu umspannen, ihn zu Fall zu bringen und an den Füßen zu fesseln, ihm eine Schlinge um den Hals zu werfen und die Arme am Leibe festzubinden. Eine verteufelte Arbeit. Und da dies nicht unter die eigentliche Prügelei fällt, ist es schwierig, ordentliche Leute dafür zu bekommen. Die großen Kanonen halten sich zurück, das ist Outsiderarbeit. Wenn der Mann nun am Boden liegt, dann zerrt und reißt er wie ein wildes Tier; und da so viele um ihn herum sind, kann man ihm nicht richtig beikommen. Er hat Schaum vor dem Mund, brüllt wie ein Stier und beißt um sich, wenn er kann.

Als Asgeir aus dem Laden zurückkam, lagen ein Dutzend Leute über seinem Freund und strampelten mit den Beinen nach allen Himmelsrichtungen. Sie mühten sich wie besessen, Arni, seinem guten Freund, den obligaten Sack über den Kopf zu ziehen — ein hoffnungsloses Unternehmen, da nur der Kopf darin Platz hat — Arnis Schultern ragen ja wie Vorgebirge zu beiden Seiten eines Halses auf, der einem Eichbaum an der Wurzel gleicht.

Asgeir wird natürlich rasend, wie er sieht, was mit seinem Freund vorgeht. Warum ruft ihr mich nicht, Gewürm? schreit er; seine übrigen Worte flicht er in ellenlange Flüche ein, aber seine Meinung ist deutlich: Schockschwerenot, wie behandelt ihr den Menschen denn! Seht ihr nicht, daß er betrunken ist und von Sinnen? Ist das eine Art und Weise! Donnerwetter, weshalb knallt ihr ihm nicht eins auf den Kopf?

Gesagt — getan. Asgeir fegt das Gewürm beiseite, läßt dem Freund zukommen, was er braucht — haut ihm ganz einfach eins über, daß er die Besinnung verliert. Dann nimmt Asgeir den Freund in seine Arme, trägt ihn fort, trägt ihn ins „Hotel" der Stadt und legt ihn ins Bett. Und jetzt bleibt Asgeir nichts anderes übrig, als auf weiteres Vergnügen zu verzichten, der Lustbarkeit zu entsagen, sich hinzusetzen und bei seinem Freund zu wachen. Seht, das nenne ich Freundschaft.

Und das war es, was ich vorhin sagen wollte — wer keinen Freund hat, der ihm im Notfall eins auf den Kopf knallen kann, ihm eins überhauen, daß er die Besinnung verliert — der weiß nicht, was Freundschaft ist.

# Anton Stark.

Skizze von Lud Waldweber.

Nach einer unruhigen Nacht wacht Anton Stark mit schmerzendem Kopf auf. Der bleiche Tag schaut griesgrämig in das kleine Gemach. Anton seufzt: wieder ein neuer Tag mit neuer Qual. Nur eines Morgens nicht mehr aufwachen müssen! Schlafen dürfen, schlafen!

Er ist zweiundzwanzig Jahre alt. Mechaniker. Seit zwei Jahren arbeitslos. Nun ist er am Ende, körperlich und seelisch am Ende. Er fühlt: Jetzt muß etwas geschehen. Ein Abgrund beginnt sich vor ihm aufzutun. Er weiß nicht eigentlich, warum und wie. Aber seit gestern hat dieses Gefühl von ihm ausschließlich Besitz ergriffen, und nun beherrscht es ihn ganz und gar: Geschehen müsse etwas — irgendwie geschehen!

Als er sich die Wasserleitung über den Kopf rieseln läßt, steigt plötzlich ein Bild vor ihm auf. Der Brunnenquell im Hofe seines Oheims, bei dem er vor einem Jahrzehnt die Ferien verbracht hat. Jahre hat er nicht mehr daran gedacht. Und nun steht plötzlich dieses Bild vor ihm. Er hört geradezu das Plätschern des Brunnens. Daneben ist der Schrei in ihm nicht verstummt, daß etwas geschehen müsse — geschehen!

Sein Kopf schmerzt. Er preßt die Stirne an die kühle Scheibe und schließt die Augen. Lauter rauscht ihm der Brunnen eine wehe Sehnsucht ins Herz, die sich zu heißem Gebet verdichtet. Wenn es möglich wäre — wenn es möglich wäre, o Himmel, daß etwas geschähe —! Zwei junge, starke Fäuste recken sich hinauf.

Gegen Mittag ist sein Entschluß gefaßt, das Bündel geschnürt. Der Hof des Oheims liegt im Oberland, viele Stunden von der Stadt entfernt. Zur Bahnfahrt reicht's nicht mehr. Er wird sich durchfechten . . .

Am Ende des fünften Tages kommt er in dem Dorfe an. Bei eintretender Dunkelheit betritt er das Haus des Oheims. Man sitzt bereits bei der Abendsuppe. Ob sie ihn noch erkennen werden? Nein, zehn Jahre liegen dazwischen, seit er hier gewesen ist. Unerkannt bleibt er an der Tür stehen. Er stammelt seine Bitte: eine warme Suppe und ein Nachtlager! Nicht um alles in der Welt könnte er sich jetzt offenbaren.

In einem leeren Stand des Stalles macht ihm der Oheim selbst die Lagerstatt zurecht und wünscht ihm eine gute Nacht. Er ist allein. Der Mond scheint durch das niedrige Fenster. Friedlich ruhen die Tiere in ihren Boxen und käuen wieder. Leise klirrt eine Kette. Ein Huf stampft auf.

Das Herz des jungen Mannes ist zum Zerspringen voll. Warum hat er sich seinem Oheim nicht erklärt? Mit dem läßt sich reden. Als der letzte Knecht würde Anton bei ihm eintreten. Nur Arbeit, Arbeit!

Dann schreckt ihn ein eigentümlicher Laut aus der Ruhe. Verwirrt schaut er um sich. Hat er geträumt? Er richtet sich auf und horcht. Nein — da ist es wieder, dieses schwere Stöhnen wie von einem kranken Tier.

Es kommt aus der Boxe nebenan. In der hat er abends ein Mutterschwein gesehen. Leise erhebt er sich, tastet nach dem Lichtschalter. Ein Blick zeigt ihm die Lage: das Tier liegt in den Wehen. Das hat er schon einmal erlebt. Vor zehn Jahren. Damals gab's auch ein Ferkelkindbett.

Er überlegt. Soll er den Oheim rufen? Soll er selber Hebammendienste leisten?

Warum die Arbeitgeplagten aus der Ruhe stören. Nein, er selber wird sich nützlich erweisen. Leise betritt er die Boxe. Das Tier richtet sich in halbe Höhe auf. Ein heißer, trockener Rüssel schnuppert in seine Hand. Er krault ihm Kopf und Rücken. Beruhigt sinkt das Tier zurück . . .

Als am nächsten Morgen die Magd den Stall betritt, schlägt sie die Hände überm Kopf zusammen. In der Schweineboxe sitzt auf einem Melkstuhl der fremde Handwerksbursche. Um ihn wuseln zwölf rosige Ferkel.

Nur mit Hose und Hemd bekleidet, eilt der Bauer herbei. Er hatte die Niederkunft noch nicht erwartet. Es handelt sich um ein Jungtier. Die Sauen haben bei der ersten Niederkunft manchmal ihre Mucken. Mit Besorgnis hatte er darauf gewartet. Und nun kommt ein fremder Handwerksbursche . . .

Der Bauer nötigt den Kunden in die Stube. „Herzlich vergelt's Gott! Hast mir einen großen Dienst erwiesen. Was kann ich dir dafür tun?"

Da legt ihm der Kunde die Hand auf die Schulter und sagt ganz einfach: „Onkel, gib mir Arbeit; laß mich bloß arbeiten. Laß mich als Knecht bei dir eintreten!"

Überrascht tritt der also Angesprochene zurück. „Ist's die Möglichkeit! Du bist der Toni? Der schmale, aufgeschossene Bursch?" Zwei Hände treffen sich und halten sich gefaßt.

Aber so ohne weiteres nimmt der Alte den Neffen nicht in seinen Dienst. Ausgerechnet in Punkto Arbeit hat er zum Stadtvolk kein rechtes Vertrauen. Die Arbeit sei viel und schwer und das Leben auf dem Dorfe einsam.

Anton nennt die Verhältnisse beim rechten Namen. „Onkel, du bist meine letzte Hoffnung. Mehr sage ich nicht. Wenn ich nicht wieder in feste Arbeit komme und am Abend nicht wieder weiß, wozu ich den Tag über gelebt habe, kann ich nicht mehr weitermachen. Zwei Jahre lungere ich nun herum, zwei volle Jahre. Onkel, du weißt nicht, was das heißt. Probier's einmal mit mir! Ich verlange keinen Lohn. Nur Arbeit gib mir, Arbeit, damit ich wieder vor mir selbst bestehen kann."

Der Alte überlegt. Dann sagt er bedächtig: „Gut, wenn es dir ernst ist — Arbeit sollst du bei mir haben. Das weitere wird sich finden."

Und dann steht Anton wieder am Brunnen auf dem Hof. Seltsam: dieser plätschernde Quell hat ihm in letzter Stunde die Erinnerung an den Hof wachgerufen. Der kühle Strahl kühlt seinen heißen Kopf. Zwei starke Fäuste recken sich empor: Arbeit! Arbeit! Leben!



## Lustige Ecke



**Tropenlatein.**

Der große Jäger erzählte im Damenkreise:

„. . . plötzlich hörte ich ein Rascheln links neben mir — ein Tiger! . . rechts . . . noch ein Rascheln — ein Löwe! Ich schloß die Augen. Als ich sie öffnete, stand ich vor einem entsetzlichen Dilemma . . .!"

„Oh", hauchte eine begeisterte Zuhörerin, „Sicher haben Sie alle drei erschossen!"



„Soso, Kleine, du gehst schon in die Schule? Und hast du da viel auf?"

„Nein, nur meinen neuen Frühjahrshut!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.